

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 207 Bromberg, den 10. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(11. Fortsetzung.

Da nimmt der Kampf eine neue Wendung: Pierre Escandon hat sich, ungeachtet seiner schweren Verwundung, aufgerafft und sich auf den erstbesten der Angreifer, einen stämmigen Mulatten, gestürzt. Er packt den Mann bei der Kehle und schmettert ihm den Schaft seines Revolvers mit fürchterlicher Wucht auf die Schädeldecke, so daß er wie ein leerer Sack in sich zusammensinkt. Dann schießt und schlägt er wie ein Tobsüchtiger um sich. Was in die Reichweite seiner Arme und Beine kommt, wird von ihm niedergeschlagen, niedergeschossen, niedergetrampelt.

Doch jetzt stürzen sich drei Männer zugleich auf ihn. Ein zweiter Schuß trifft von der Seite seine Stirn und reißt sie der ganzen Länge nach auf. Gleich darauf zerfetzt ihm ein Messer den linken Oberarm. Das Blut läuft in Strömen von ihm. Mit letzter Willenskraft hält er sich noch aufrecht. Plötzlich taucht noch ein vierter Angreifer vor ihm auf: Charles Delvar hebt seinen Revolver, um dem General den Todesschuß zu geben.

Da schreit plötzlich jemand: „Sam ist entwischt!“

Delvar läßt unwillkürlich den Revolver sinken und wendet sich nach dem Rufer um. Es ist Jonnart, der bisher die Hinterpforte bewacht hat. Jetzt liegt er am Boden und preßt die Hände gegen seinen Körper; durch seine Finger sickert Blut. Einer von den drei Soldaten der Leibwache, die noch kämpfen, hat ihm das Bajonett in die Seite gestoßen. Die Pforte aber steht offen; der Präsident ist verschwunden.

Da lassen auch die anderen von Escandon ab und stürmen, einer wutschnaubenden Meute gleich, dem flüchtenden Präsidenten nach durch den Garten hinter dem Palais.

Sam hat kaum zwanzig Meter Vorsprung. Aber er rennt um sein Leben, und das gibt ihm ungeahnte Kräfte. Der Zwischenraum zwischen ihm und seinen Verfolgern vergrößert sich. Nun steht er vor der Mauer. Er macht einen Sprung, um mit den Händen den oberen Mauerrand zu erreichen; doch das mißlingt. Das Getrappel der Verfolger kommt näher, Schüsse knallen, rechts und links von ihm schlagen Kugeln gegen die Mauer. Er macht einen zweiten Versuch. In der Todesangst glückt es ihm diesmal: die Hände haben festen Halt gefunden. Ein Klimmzug, den er sonst nie im Leben fertig bekommen hätte, bringt ihn hoch genug, um die Ellenbogen aufstützen zu können. Noch ein Abstoßen mit den Fußspitzen, und er hängt schon halb über der Mauer. Er schwingt das rechte Bein hinüber, zieht das linke nach und spürt zugleich einen heftigen Schlag gegen sein Hinterteil. Er hat das sonderbare Gefühl, als stieße ihn eine hilfreiche Geisterhand schnell hinüber; doch es ist ein Schuß gewesen, der ihn getroffen. Jenseits der Mauer stürzt er zu Boden.

Sam springt wieder auf, rennt ein paar Schritte weiter und steht vor dem Nachbargrundstück, dem rettenden Hafen: vor der französischen Gesandtschaft. Verzweifelt rüttelt er an dem eisernen Tor. Es ist verschlossen und gibt nicht nach. Noch einmal gilt es, die letzten Kräfte zusammenzuraffen, um das hohe Gitter zu überklettern. Er kommt noch hinauf, dann aber schwinden ihm die Sinne, und abermals stürzt er — auch diesmal nach der richtigen Seite: in den Vorgarten. Er hat noch das dunkle Gefühl, von jemandem aufgehoben und weggeschleift zu werden. Dann weiß er nichts mehr von sich.

In dem Augenblick, als seine Verfolger vor dem Gitter ankommen, schließt sich die Tür des Gesandtschaftsgebäudes hinter Sam.

Fluchend machen die Männer kehrt und eilen zum Präsidentenpalais zurück.

Von der Caco-Truppe ist nichts mehr zu sehen und ebensowenig von der Palastwache. Alle haben längst das Weite gesucht. Nur einige Verwundete liegen da. Die Unmassen von Munition sind von den erschreckten Cacos planlos in die Luft geschossen worden.

Die Revolution gegen Sam und seine Regierung scheint also beendet. Charles Delvars kühner Handstreich ist voll und ganz geglückt. Es sind nicht mehr als dreißig entschlossene Männer gewesen, die unter seiner Führung die ganze Caco-Truppe und alle Palastwachen überrumpelt haben. Und an der Schreckensnachricht, die Monsieur Prudent dem Präsidenten in gutem Glauben überbracht hat — daß nämlich die Aufständischen alle Ministerien und Ämter besetzt hätten —, ist kein wahres Wort gewesen.

Charles Delvar und die vier seiner Freunde, die jetzt noch bei ihm sind, betreten nun wieder das Palais. Dort sieht es etwas schlimmer aus als draußen. Nur wenige Tote, aber viele Verwundete liegen dort. General Pierre Escandon jedoch ist verschwunden.

„Laßt ihn laufen!“ sagt Charles Delvar. „Er ist ein schneidiger Kerl und hat ja eigentlich nur seine Pflicht getan.“

Die anderen Herren sind einverstanden. Niemand hat einen persönlichen Haß auf ihn.

„Da wird ja immer noch geschossen!“ sagt jetzt Monsieur Lechand, Direktor der höheren Mädchenschule von Port au Prince, der einer der hitzigsten Kämpfer bei diesem Handstreich gewesen ist.

Die Herren horchen auf. Im Augenblick ist nichts zu hören. Aber dann kracht es von neuem.

„Die Burschen knallen immer noch ihre Patronen in die Luft“, sagt einer. „Hoffentlich richten sie auf ihrer Flucht nicht noch irgendwo Unheil an.“

„Das war ja eine richtige Salve und keine wilde Schießerei!“ ruft Delvar. Und plötzlich kommt ihm eine schreckliche Vermutung, — so fürchterlich, daß er sie gar nicht auszusprechen wagt. Hastig stößt er nur hervor: „Schnell, meine Herren, kommen Sie! Wir müssen sehen, was da geschieht!“

Aber als sie im Laufschritt über den großen Platz eilen, in der Richtung, aus der das Schießen kam, ist es wieder still geworden.

12.

Gegen acht Uhr morgens erwacht Oliver plötzlich. Es ist ihm, als habe er einen gellenden Schrei gehört. Oder hat er das nur geträumt? Schlaftrunken hebt er nur den Kopf ein wenig aus den Kissen und horcht. Alles ist still. Da läßt er sich zurücksinken und ist gleich darauf wieder eingeschlafen. —

Erst als er anderthalb Stunden später zum zweitenmal erwacht, kommen ihm die Erlebnisse der Nacht wieder ganz zum Bewußtsein. Er springt aus dem Bett und ruft nach Champagne. Da er keine Antwort bekommt, ruft er nacheinander die Namen aller anderen Dienstboten durchs Haus; auch das ist vergeblich.

Endlich öffnet sich unten im Erdgeschoß eine Tür, und Mister Sprinks Stimme klingt herauf: „Spare dir nur deine Mühe, Oliver! Die ganze Bande ist in die Stadt hinuntergelaufen, um sich die Bescherung anzusehen! Sie waren nicht zu halten!"

„Was ist denn nun eigentlich geschehen?" fragt Oliver.

„Die Regierung ist gestürzt, der Präsident geflohen und... auch sonst ist noch allerlei geschehen. Ich erzähle es dir dann schon."

Oliver macht nur flüchtig Toilette und kleidet sich hastig an.

Als er in Mister Sprinks Zimmer tritt, sitzt dieser, die Pfeife im Mundwinkel und eine amerikanische Zeitung lesend, am Fenster, — um diese Zeit, zu der er sonst längst in seinem Bureau zu sein pflegt, ein ungewohnter Anblick.

„Nun also? Was ist sonst noch passiert?" fragt Oliver, in seiner Neugier den Morgengruß ganz vergessend.

„Ich glaube, es ist besser, du frühstückst erst", rät ihm Sprink. „Sonst wird dir noch übel." Und vor sich hinmurmelnd fügt er hinzu: „Ein feines Land, — ein zivilisiertes Land, dieses Haiti!"

Ein unheimliches Gefühl beschleicht Oliver. „Nun rede doch schon!" drängt er. „Bin ich denn ein altes Weib oder ein nervöser Backfisch?"

„Na, dann höre: Als heute nacht der erste Schuß gegen das Palais des Präsidenten fiel, hat irgendein Schurke — wer es war, ist noch nicht bekannt, — den Befehl gegeben, sofort sämtliche Geiseln zu erschießen."

Olivers Gesicht wird kalkweiß. „Und der Befehl ist befolgt worden!?" schreit er entsetzt auf. „Man hat die Verhafteten erschossen?"

„Nicht nur erschossen. Man hat sie grausam ermordet, abgeschlachtet, in Stücke gehauen."

Oliver wird es schwarz vor den Augen. Er muß am Tisch Halt suchen, um nicht umzusinken.

„Deine Nerven scheinen aber doch nicht ganz prima zu sein", meint Sprink, seine eigene Erschütterung unter grimmigem Hohn verbergend.

Oliver hört es gar nicht. „Aber doch nicht alle!" ruft er in einem beschwörenden Ton, als ob sein Onkel etwas an den Tatsachen ändern könne. „Es sind doch sicher auch welche gerettet!"

„Man sagt, daß im ganzen fünf oder sechs dem Blutbad wie durch ein Wunder entkommen wären, — fünf oder sechs von hundertsiebenundachtzig!"

„Aber die Touzards sind unter den Geretteten? — Nicht wahr? Sprich doch!"

„Das weiß ich noch nicht. — Du benimmst dich ja fast, als ob es sich um deine eigenen Angehörigen..."

Oliver wendet sich ab und taumelt aus dem Zimmer. Mister Sprink blickt ihm verständnislos und kopfschüttelnd nach. Dann sieht er ihn durch den Vorgarten rennen; und mit einmal kommt ihm eine Ahnung davon, wie weit seines Neffen Beziehungen zu Diane Touzard schon gediehen sind. —

Oliver ist ein paar Schritte die Straße entlang gelaufen und dann in den Touzardschen Park eingebogen.

Während er auf die weiße Villa zueilt, flüstern seine Lippen: „Lieber, lieber Gott, laß das nicht geschehen sein! Strafe mich nicht so furchtbar!"

Er findet die Haustüre unverschlossen, aber das Haus scheint wie ausgestorben.

„Diane! — Diane!!" schreit er.

Er bekommt keine Antwort und stürmt die Treppe hinauf. Da er im oberen Stockwerk nicht Bescheid weiß, reißt er planlos die Türen auf.

Dann steht er in Dianes Zimmer: Sie liegt auf dem Fußboden, das Gesicht zur Erde gekehrt, die Finger in den Teppich gekrallt. Neben ihr hockt eine von den schwarzen Dienerinnen des Hauses und bemüht sich vergebens um ihre Herrin.

Oliver sinkt neben Diane in die Knie und richtet ihren Körper auf. Ihre Augen sind halb geöffnet und völlig ausdruckslos.

Mit Hilfe des Mädchens hebt er Diane aufs Bett. Seine zitternden Finger benetzen ihre Schläfen mit Wasser. Er ruft verzweifelt ihren Namen, rüttelt sie, nimmt ihren Kopf zwischen die Hände, bedeckt ihr Gesicht mit angstvollen Küssen. Aber alle Versuche Olivers, Diane aus ihrer Ohnmacht zu erwecken, bleiben vergeblich.

Eine wahnsinnige Angst um ihr Leben packt ihn: „Wo finde ich einen Arzt?"

„Ich weiß nicht", wimmert die Dienerin. „Wir haben nie einen gebraucht, weil Monsieur André doch selbst Arzt war."

„Ich werde einen suchen! Ich komme gleich zurück!" Oliver rennt aus dem Zimmer, die Treppe hinab und aus dem Hause.

Der alte Tristan und die anderen drei Diener des Hauses kommen eben durch das Parktor. Sie tragen zwei mit Tüchern bedeckte große Körbe.

Im ersten Augenblick ist es Oliver ganz unverständlich, was das zu bedeuten hat. Dann sieht er, daß aus den Körben Blut sickert. Er starrt den alten Neger fassungslos an; seine Lippen bewegen sich, aber er bringt kein Wort heraus.

Tristan aber versteht die stumme Frage und stammelt unter Schluchzen: „Ja, Herr, — alle drei! — Da bringen wir, was wir noch... von ihnen zusammengelesen haben."

Wie ein reuiger Mörder beim Anblick seiner Schlachtopfer bricht Oliver mit einem Aufschrei in die Knie und schlägt die Hände schaudernd vors Gesicht. Er fühlt: das grausige Bild dieser zwei Körbe, aus denen Blut sickert, wird ihn bis an sein Lebensende verfolgen — ihn nie mehr verlassen.

Die schwarzen Diener — so schlaue und scharfe Beobachter sie sonst sind — wägen jetzt nicht ab, wie es Mister Sprink getan, ob die Art von Olivers Beziehungen zur Familie Touzard einen solchen Grad von Schmerz rechtfertige. Seine Verzweiflung scheint ihnen ganz natürlich und der Entsetzlichkeit des Unglücks entsprechend. Sie selbst sind ja nicht einmal Freunde, sondern nur Diener der Ermordeten gewesen, und doch haben sie sich zuvor noch ganz anders gebärdet. Und wie Kinder, die sofort mit einstimmen, wenn eines zu weinen beginnt, brechen sie von neuem in lautes Jammergeschrei aus.

Der alte Tristan redet mit hastigen beschwichtigenden Worten auf sie ein. Dann läßt er die Körbe irgendwo verstecken und begibt sich ins Haus. Er hat die schwere Aufgabe, Diane auch noch diese letzte furchtbare Nachricht zu bringen. Man hat ihr bisher nur mitgeteilt, daß ihr Vater und ihre Brüder zusammen mit den anderen Geiseln erschossen worden seien. Als Tristan Diane verließ, um die Körper der Ermordeten aus dem Gefängnis abzuholen, war sie noch bei Bewußtsein. Erst später ist sie, von ihrem wahnsinnigen Toben völlig erschöpft, ohnmächtig zusammengebrochen.

Oliver kniet noch immer, nun sich selbst überlassen, auf dem Erdboden. Er fühlt seine Glieder nicht mehr, und alles scheint sich um ihn zu drehen. Das schweißnasse Haar klebt ihm an der Stirn. Furcht und Reue, Ekel und Entsetzen schütteln ihn mit einmal derart, daß er sich erbrechen muß. Dann rutscht er auf den Knien zum nächsten Baum, um sich mit Hilfe der Hände daran aufzurichten. Er umklammert den Stamm, als sei es der Körper eines Menschen, bei dem er Hilfe suchen wolle. Und nun sendet er einen inbrünstigen Schwur zum Himmel: Sein ganzes ferneres Leben soll nur noch dem einen Streben geweiht sein, an Diane nach besten Kräften wieder gut zu machen, was er durch sein leichtfertiges und selbstsüchtiges Handeln an ihr verbrochen hat! Und er fleht, Gott möge ihm diese Möglichkeit nicht nehmen, — möge es so fügen, daß Diane nie erfahre, wer die Verhaftung ihres Vaters und ihrer Brüder verschuldet hat.

Plötzlich kommt es Oliver wieder zum Bewußtsein, daß Diane ohnmächtig in ihrem Zimmer liegt, und daß er einen Arzt holen wollte. Er rafft sich auf und will auf die Straße eilen. Da dringen gellende Schreie an sein Ohr und er läuft, an allen Gliedern bebend, zum Haus zurück.

Mitten in der Halle steht Diane. Sie hat nur einen Mantel über ihr Nachtgewand geworfen: Die langen Haare hängen ihr wirr über Wangen und Schultern. Ihre Züge sind so schrecklich verändert, daß Oliver sie kaum wiedererkennt: Aus dem schönen Mädchenantlitz ist die haßverzerrte schwarze Fratze einer Kannibalin geworden; das dunkle Rot der Lippen hat sich in ein fahles Violett verwandelt; die schönen sanften Augen sprühen teuflischen Haß. Sie hält einen der Diener am Hals gepackt, und während ihr nackter Fuß den Boden stampft, brüllt sie: „Hund! Ich erwürge dich, wenn du nicht gehorchst!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Gaucho und sein Los.

Skizze von B. Schroeder-Wiborg.

Ein Zug aus dem Territorium de la Pampa nähert sich Buenos Aires. Sinnend in einem Abteil, verkrochen unter seinem Poncho aus Vicunjahaar, erleidet ein alter, kränkelnder Gaucho seine erste Eisenbahnfahrt. Sein Patron und Gönner, ein Haciendero, hat ihn zu einem befreundeten Arzt in die Großstadt geschickt. Als jetzt ein Lotteriehändler durch den Wagen geht, hält der Alte ihm ein Los hin, das ihm geschenkt wurde, und fragt, ob er damit nicht etwas gewonnen habe. Gewiegt spürt der Händler sofort den Analphabeten, er sieht seine Listen durch und sagt: „Ihre Nummer zieht fünfhundert Peso. Doch ist das Haus der Lotteriegesellschaft in der Hauptstadt auf acht Tage geschlossen. Sollten Sie im Augenblick Geld benötigen, bin ich bereit, das Los zu erwerben." — Da ein Fahrgast dem Alten unauffällig zuwinkt, antwortet dieser: „Danke, ich kann warten." Der Zug hält jetzt, und der aufmerksame Mitfahrer sagt leise zu dem Alten: „Vorsichtig mit dem Los!" Dann steigt er aus. Wieder zittert das Rolltempo der Schienenschläge durch die Abteile, und nach einigen Stunden steht der Zug auf dem großen Bahnhof in Buenos Aires.

Scheu, mit marterndem Empfinden enteilt der Gaucho der lastenden Wucht des Riesengebäudes und schreitet beklommen in die nie gesehene Hafenstadt. Wie er auch kämpft, der Eindruck preßt seine Brust zusammen, er kann nicht durchatmen. Menschenherden, blökende Automobile, quietschende Straßenbahnen alle bewegen sich auf Steinen, turmhohe Häuser drohen, stählern singt ein Flugzeug durch die erschauernd fremde Luft. Nie hat der Gaucho sich so gräßlich allein gefühlt. „Pampa mia!" kommt es durch seinen zahnlosen Mund. Er kehrt um, will zum Bahnhof zurück. Steht.

Schließlich faßt er Vertrauen zu einem Menschen, der auch nur wie er einen schweren Seidenwisch um den Hals geschlungen trägt. Diesem spricht er von dem Arzt, den er aufsuchen will, zeigt ihm auch sein Los und sagt, daß er weder lesen noch schreiben kann. Da der Alte kein Auto besteigen will, fahren sie beide mit einer Pferdedroschke fort, sind bald vor dem Haus der Lotteriegesellschaft angelangt und gehen hinein. Der Gaucho legt sein Los auf den Tisch und erhält — zwanzigtausend Peso. Tausend davon schenkt er, wie ein Junge lächelnd, dem hilfsbereiten Mann, der ihn nun auch noch zum Arzt geleitet.

Diesem gefällt der alte Gaucho, und er versucht den mit einem chronischen Leiden beschwerten Greis für eine längere Behandlungsdauer dort zu behalten. Unmöglich. In dem Alten lebt das Blut des spanischen Hidalgos und das nur wild gedeihende des Indios. Der Nachtzug trägt den nun Begüterten mit einigen Arzneien und guten Ratschlägen wieder in die Pampa hinaus. Da der nächste Morgen ihn aus seinem Sitzschlaf erweckt und das Geschehene neu beleuchtet, erscheint dem Alten seine Freude, sein plötzlicher Reichtum, den er sich nicht erleistet hat, unberechtigt. Sein Großvater, sein Vater und er selbst hatten stets mit anderen Menschen geteilt, was sie besaßen. Und waren nicht alle Mitfahrenden arme Kampkinder, wie er selbst noch gestern morgen? Er steht auf und sagt laut: „Ich habe gestern zwanzigtausend Peso gewonnen. Tausend davon verdiente sich ein ehrlicher Mann, der mir half. Neuntausend will ich meinen Freunden draußen schenken. Den Rest möchte ich Ihnen anbieten. Da ich ein Leben lang meinem Patron diente, bin ich nicht auf Geld angewiesen. Er gibt mir Brot und alles, was ich sonst noch benötige, bis ich einmal nichts mehr brauche. Er schenkte mir auch das Los und wird sich mit mir über die Gewinnverteilung freuen." Damit geht er herum und reicht jedem der Umsitzenden einen Fünfhundert-Pesoschein. Zwei zuletzt betroffene jüngere Burschen müssen sich einen solchen Schein teilen. Einer der beiden flüstert dem anderen ins Ohr: „Wenn der Alte nun in Wirklichkeit hunderttausend Peso gewonnen hat?"

Als diesmal der Zug hält, muß der Gaucho aussteigen. Gleichzeitig verlassen auch die beiden Burschen unauffällig den Zug auf der anderen Seite und beobachten den Alten. Dieser steht jetzt vor der Lehmbude eines türkischen Händlers, bis man ihm sein gesatteltes Pferd heranbringt. Mühsam schwingt er sich hinauf und reitet in die beginnende Nacht.

Lange schon ist auch der Zug abgefahren. Die zwei Burschen stehen immer noch abseits und beratschlagen etwas. In der Hütte des Türken wird laut gezecht. Draußen stehen mehrere mit dem Lasso behangene Pferde mit Fußfesseln. Jetzt huschen die beiden Gestalten vor, durchschneiden die Riemen zweier Pferde, schnellen in den Sattel, reiten leise von dem Türken fort und verschwinden dann in rasender Geschwindigkeit im Dunkel.

Der Gaucho ist von seinem Gaul schon weit in den Kamp getragen. Gegen morgen erst wird er seine Ruhe, seinen Rancho wiederhaben. Am kommenden Sonntag soll es ein Fest geben. Der Alte wird Gäste, alte Bekannte einladen. Alle werden ihr bestes Pferd reiten. Sein Patron gibt dann ein Stück Jungvieh her. Alles wird wie früher sein, als der Gaucho noch nicht wußte, daß die vordringende Zivilisation seinem Geschlecht den Lebensraum und somit die Lebensmöglichkeit nehmen würde —, alles wie früher: Wetten, Rennen, Spiel, Spießbraten, Wein, die Gitarre, Weib und — Tango! Wie früher. Seine Jugend war frei, der Drahtzaun hier derzeit noch unbekannt und der Gaucho noch der wirkliche Caballero de la Pampa. Hei, wie sie damals noch auf schnellen Pferden hinter den Indios herflitzten, ihnen das geraubte Vieh wieder abjagten! Wie er noch den Puma im Lasso, den Strauß mit der Bola fing. Wie er dann sein erstes und einziges Mädchen kennen lernte, den ersten Tango mit der Kleinen tanzte. Wie sie sich weich in seinen Armen bog, dann spröde, immer spröder wurde, bis — der Heimweg kam. Sie ritten nebeneinander. Dann fühlten sie am Rio Colorado die Nacht. Auf der anderen Seite brannte die Pampa. Sie waren allein . . . Er träumt.

Ein polternder Galopp reißt ihn plötzlich hoch. Seine talergroßen Sporen dringen dem Gaul in den Bauch. Seine Hand greift nach dem Gürtel — zu spät. Ein zischender Lasso schlingt sich um ihn, preßt seine Arme an den Leib, reißt ihn vom Pferd. Doch im Sturz löst sich die Schlinge. Zwei Schüsse blitzen in die Nacht. Zwei Gäule jagen wie vom Teufel geritten den Weg zurück. Zwei Reiter verbluten am Boden. Der alte Gaucho und sein Pferd schütteln sich. Beide Burschen werden kalt wie die Erde. Die kampfschnelle Jugend des Alten war auf Sekunden wieder dagewesen. Nun aber kniet er, streichelt die jungen Gefallenen, und laut wimmert sein Stöhnen über seine geliebte Ebene: „Pampa mia!"

Henry de Lochelle.

Historische Skizze aus dem Jahre 1806.

Von Albert Maaß.

Der Herbststurm des Jahres 1806 fegte über das preußische Land. Und mit diesem Sturm rasten die Bataillone Napoleons über die Fluren.

Der welsche Geist machte sich breit auf Preußens Ebenen, und die welsche Knute schlug das preußische Land todwund.

Henry de Lochelle, ein Leutnant Napoleons, klopfte abends an die Tür eines kleinen Hauses in einer preußischen Stadt und begehrte Einlaß.

Ein alter Mann mit unbewegtem Gesicht öffnete ihm.

„Was ist Euer Wunsch?"

Der Leutnant grüßte kurz.

„Ich bin ein Offizier Napoleons und will in Eurem Haus zur Nacht bleiben. Mein Regiment übernachtet in Eurer Stadt."

Die Miene des Alten blieb unbeweglich.

„Ihr habt die Macht in unserem Lande. Mein Haus wird Euch aufnehmen zur Nacht."

*

Henry de Lochelle trat in ein Zimmer; das war klein und sauber. Das junge Mädchen, das am Kamin saß, war blond und sah ihn nicht an.

Er verneigte sich grüßend und bat um Verzeihung, daß er zur Abendstunde in den Frieden dieses Hauses träte. Aber der Krieg schaffe leider solche Situationen.

Da sah ihn das Mädchen einen Augenblick an. Es lag eine leise Wehmut in ihren großen Augen. Und sie nickte kaum merklich.

Dann stand sie auf und brachte wortlos Speise und Trank für den Offizier.

Dieser verneigte sich dankend.

*

„Der Krieg ist ein hartes Ding für die Menschen. Aber die Kräfte der Völker sind rege und spielen ewig. Und irgendwo erwächst daraus der Krieg. Die Fahnen flattern, und ihre Völker scharen sich um sie. Dann gibt es für den einen Sieg und für den anderen Leid. Woher das alles kommt, weiß wohl nur Gott, an den Sie und auch ich glauben!"

So sprach Henry de Lochelle, nachdem er gegessen hatte.

Der Alte saß unbeweglich da und blieb stumm. Das junge Mädchen jedoch sah den jungen Offizier an. Sie sah, daß er schön war, und es dauerte sie, daß er ein Feind ihres Landes war.

Dann fragte sie leise:

„Ihr glaubt an Gott und seine Güte? Weshalb zieht Ihr denn gegen uns in den Krieg?"

Da schwieg der junge Offizier eine Weile. Dann sprach er leise und sah vor sich nieder:

„Das Leben will es so!"

*

Als Henry de Lochelle sich zur Nachtruhe empfahl, schwieg der Alte und sah ihn nicht an. Draußen bliesen die Hörner der Nachtposten zur Ruhe.

Das Mädchen jedoch, das Annemarie hieß, sah den jungen Offizier eine Weile schweigend an.

Sie war schön. Das sah Henry de Lochelle. Und es schmerzte ihn, daß er von ihr als Feind ihres Landes angesehen werden mußte.

Er sagte deshalb:

„Die Menschen sind Brüder von Gott aus. Sie sind sich eigentlich alle nah. Nur treibt sie eine unergründliche Macht oft gegeneinander. Sie bekommen Angst vor etwas Großem, Unfaßbarem. So erwächst der Krieg. Und es ist dann, als habe eine andere Macht die Hand im Spiel, die nicht von Gott ist, sondern höhnisch gegen Gott rebelliert."

Da senkte das Mädchen den Kopf, und der junge Offizier sah auf den blanken Scheitel vor sich.

Dann verneigte er sich leise und sagte:

„Ich bedaure, daß ich als Ihr Feind gelte!"

Darauf verließ er das Zimmer und ging, um zur Nacht zu ruhen.

Am nächsten Mittag erhielt Henry de Lochelle den Befehl, den Alten zu verhaften, weil dieser sich der Spionage verdächtig gemacht hatte.

Henry de Lochelle salutierte den Befehl, nahm einen Trupp Soldaten und schlug wiederum an die Tür des Alten.

Das Mädchen mit dem blonden Scheitel öffnete.

Der Offizier verneigte sich.

„Wo ist Ihr Vater?"

Da ging das Mädchen ins Wohnzimmer.

Kurz darauf stand der Alte inmitten französischer Soldaten. Henry de Lochelle hörte ein lautes Schluchzen im Zimmer des Alten. Dann marschierten sie zum Kommandeur des französischen Bataillons.

„Die Spionage ist erwiesen!" sagte er. „Der Alte ist sofort standrechtlich zu erschießen!"

Und zu Henry de Lochelle sagte er:

„Sie, Leutnant Lochelle, vollführen sofort die Exekution!"

Der junge Offizier salutierte. Er schwieg einen Augenblick und dachte schmerzlich an einen blonden Scheitel. Dann sprach er fest:

„Ich verweigere die Ausführung dieses Befehls!"

Erstaunt sah der Kommandeur auf. Er ging auf Lochelle zu:

„Was sagen Sie, Lochelle? Bedenken Sie Ihre Worte!"

Lochelle rührte sich nicht.

„Ich verweigere die Ausführung dieses Befehls!"

Das Gesicht des Kommandeurs wurde bitter ernst.

„Sie wissen, Lochelle, was auf Gehorsamsverweigerung vor dem Feinde steht!"

„Ich weiß es und verweigere nach wie vor die Ausführung dieses Befehls!"

Da wurde das Gesicht des Kommandeurs eisern. Er nahm dem jungen Offizier den Degen ab und gab seine Befehle.

*

Als am anderen Tage der Morgen graute, schlugen die Trommeln dumpf. Henry de Lochelle wurde hinausgeführt. Das eiserne Kriegsgesetz forderte Erfüllung. Es gab keine Ausnahme vor ihm.

Weil Henry de Lochelle den Gehorsam vor dem Feinde verweigert hatte, sollte er erschossen werden.

Als er unter einer großen deutschen Linde stand, aufrechten Hauptes, und als die Gewehrläufe sich gegen ihn hoben, da klang plötzlich ein Schrei durch den grauenden Morgen.

Ein Mädchen stürzte vor die Füße Henry de Lochelles. Als dieser niederblickte, sah er wiederum auf den blonden Scheitel.

„Sie dürfen dich nicht erschießen! Du bist rein und gut!" rief das Mädchen.

„Du liebes, deutsches Mädchen! Weine doch nicht! Weißt du nicht, daß alles Reine und Gute über kurz oder lang vor die Gewehrläufe der Menschheit kommt?"

Schluchzend sank das Mädchen zusammen.

Henry de Lochelle sprach weiter und seine Stimme klang ein wenig klagend:

„Geh zurück in dein Haus, mein Mädchen. Laß mich! Es wird mir sonst schwer, aus dem Leben zu scheiden. Ich verehre dich und deine gütige Reinheit."

Da rissen Soldatenarme das Mädchen sofort von Henry de Lochelle. Dann krachten die Gewehre.

Die Seele eines M e n s c h e n stieg auf zu lichten Höhen.

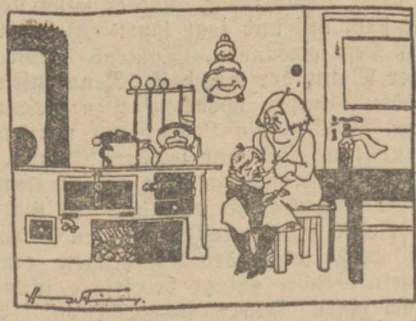


Rekord im Küssen.

Aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten kommt die Kunde von einem neuen Rekordwahnsinn. Anscheinend hat die Bevölkerung Amerikas immer noch genügend Zeit und Muße, sich mit derart verrückten Dingen ernsthaft zu beschäftigen. Nachdem nun die Rekordinhaber im Baumsitzen, im Dauertanzen, im Auf-einem-Bein-stehen und im Eieressen keine Lorbeeren mehr ernten konnten, ist die Leitung des großen Newyorker Vergnügungsparkes Conney-Island auf einen neuen, nicht minder blödsinnigen Gedanken gekommen. Sie schrieb einen Wettbewerb im Küssen aus. Unzählige Zuschauer hatten sich eingefunden, um dieses Schauspiel zu genießen. Drei Paare gingen aus dem Wettbewerb im Non-stop-Kuß als Sieger hervor. Sie dürfen den „Ruhm" für sich in Anspruch nehmen, 66½ Minute lang einen Non-stop-Kuß durchgeführt zu haben, ehe sie einen Lippenkrampf bekamen. Und anstatt daß man diese Leutchen verprügelt und in ein Irrenhaus steckt, überreicht man ihnen feierlich die Krone des „Kußkönigs" und veröffentlicht ihr Bild in den Zeitungen . . .



Der Schlauberger.



„Aber, Franz, warum willst du denn die Medizin nur immer von der Großmutter nehmen?"

„Die zittert so schön und da geht das meiste auf den Boden!"

Verantwortlicher Redakteur: M a r i a n H e p k e; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n T. z o. p., beide in Bromberg.